



Wie klingt ein Usambaraveilchen? Franziska Angerer weiß es.

Fotos: Spielart



Qondiswa James aus Kapstadt spielt die prekäre Lebenssituation der (Wander-)arbeiter nach.

# Von Veilchen und Maden

Das Festival Spielart geht heute in die letzte Runde und bietet Anlässe zum empathischen Zuschauen

Zu den besinnlichsten Bewegungen im Rahmen des Spielart-Festivals gehört sicherlich jene mit dem Usambaraveilchen. Still steht ein eingetopftes Exemplar auf einem Gartentisch in einem ganz in Weiß gehaltenen Raum im Kulturzentrum Einstein. Man kann sich zu dem Pflänzchen setzen und die violette (oder ist es dunkelblau?) Farbe der Blütenblätter bewundern, die im weißen Ambiente noch mehr hervorstrahlt.

Der Text, den man dabei von einer angenehmen Frauenstimme eingesprochen über Kopfhörer hört, handelt vom Atem, davon etwa, dass es 53 der kleinen, sauerstoffproduzierenden Usambaraveilchen bedürfen würde, um einen Menschen mit ausreichend Lebensluft zu versorgen.

Verlässt man dann das Holzhäuschen mit dem Raum darin, öffnet sich unter einem hohen Gewölbe ein regelrechtes Usambaraveilchen-Panorama. In Reih und Glied stehen die Töpfe samt Inhalt da; einen darf man, wenn man will, mit nach Hause nehmen. Über Lautsprecher hört man, von oben wie auf Bodenhöhe, diverse Klänge. Es sind Töne und Geräusche, die die Wege des Usambaraveilchens begleiten, ein stetes Zischen

zum Beispiel, das an die Besprühung der Pflanzen denken lässt.

So beschaulich diese Installation von Franziska Angerer ist, so erzählt sie gleichsam davon, wie der europäische Kolonialismus sich auch der Flora und Fauna bemächtigt hat. Das Usambaraveilchen, so entnimmt man bereits dem Programmfaltblatt, stammt ursprünglich aus dem Usambaragebirge in Tansania. Ein Kolonialbeamter schickte die Pflanze 1892 zu seinem Vater nach Berlin, das Saatgut ging dann auf die Reise, bis in die USA. Erneut per Kopfhörer hört man einen einzelnen Samen aus der Ich-Perspektive sprechen. Er gelangt in den Boden und keimt auf, fern seiner eigentlichen Heimat.

Franziska Angerer ist eine Regisseurin mit grünem Daumen, könnte man sagen, jedenfalls vermittelt sie ihre ökologischen Botschaften mit sinnlich aufblühenden Theatermitteln. In ihrer letzten Münchner Inszenierung „Welcome to the Garden“ im HochX, beschäftigte sie sich ebenfalls mit der Beziehung Mensch und Pflanze, die Kontaktaufnahme fand unter anderem über klassischen Gesang statt. Hier nun nimmt sie sich ein Stück Kolonialgeschichte vor, rückt ein Gewächs in den Fokus, welches man sonst gerne billig kauft und irgendwo hinstellt, ohne sich Gedanken über seine Herkunft zu machen.

Eine exemplarische Geschichte von Migration, von Fremdeinwirkung und Entwurzelung eröffnet sich da in

aller stillen Schönheit dem Blick. Man wird dazu aufgefordert, die Welt aus einer anderen Perspektive zu sehen – was ja generell ein zentrales Anliegen des Spielart-Festivals ist.

Nicht umsonst vergrößert das alle zwei Jahre stattfindende Festival der freien Performance/Tanz-Szene, nun unter Leitung von Sophie Becker, immer mehr seinen Radius. Die Begegnungen mit Performenden aus Europa, Asien und Afrika möchte man nicht missen, erweitern sie doch den eigenen Horizont, leisten Aufklärungsarbeit, indem sie auf Probleme und Konflikte fern der eigenen Blase aufmerksam machen.

Dass Qondiswa James aus Kapstadt ihr Stück „Peel back the wound“ im Staatlichen Museum Ägyptischer Kunst nicht wie geplant auf Englisch, sondern auf Xhosa spielt, fällt dabei gar nicht so stark ins Gewicht. Mit voller körperlicher Ausdruckskraft stellt sie zwei Figuren dar, eine Frau um die 40, die auf dem Land in ihrem Garten Spinat und Kohl Gemüse wachsen lässt, um sie an ihrem eigenen Stand in der Stadt zu verkaufen. Und ihren Ehemann, der als Lastwagenfahrer ständig unterwegs ist.

Die prekäre Lebenssituation der (Wander-)arbeiter in der Region Eastern Cape macht Qondiswa James im Figurenwechsel anschaulich und lässt eine Gewalttat in diesen Alltag einbrechen, die ausgerechnet von einem netten Jungen aus ihrem Dorf verübt wird. Um all das genau zu wissen, muss man den Text schon lesen, aber die Art, wie James sich unter ei-

ner unsichtbaren Gewalt windet, um Atem ringt und elend verreckt, ist eindrücklich genug. Zudem bleibt der Xhosa-Sound mit seinen Schnalzlauten im Ohr. Ein fremder Klang, ein anderer Kosmos, in den man für die Dauer einer Performance eintauchen darf.

Spielart war schon immer eine gute Übung in Empathie, nicht nur für das Publikum, sondern zum Teil auch für die Performer selbst. So lässt Christine Umpfenbach in ihrem Stadtraumprojekt „What keeps us alive?“ Alt und Jung aufeinandertreffen und gemeinsam über das nachdenken, was das Leben lebenswert gemacht hat und vielleicht ja immer noch macht. Mit dem Fahrrad fährt man als Gruppe durch die Stadt und wird an mehreren Stationen von den Performance-Duos willkommen geheißen: Schauspielstudierende der Otto Falckenberg erzählen und spielen mit „echten“ Menschen über 70, darunter auch Umpfenbachs Mutter Mopika, die sich als veritable Rampensau entpuppt.

Im Pavillon des Hofgartens erzählt Monika von den Problemen, die sie mit den Behörden hinsichtlich der Pflege ihres Mannes hatte, tanzt und animiert das Publikum zum Mitsingen. „Die Gedanken sind frei!“, Otto-Falckenberg-Absolventin Jochanah Mahnke assistiert ihr und wird zum Engel, der Monika auf ihrer Radfahrt ins hoffentlich neue Glück flügelnd hinterher eilt. Ein heiter-verrücktes, rührendes Bild. Noch irriter ist dann eigentlich nur noch Kim

Noble bei seiner Show im Carl-Orff-Saal des Gasteigs. Der Performance- und Videokünstler aus London hat einen starken Drall zur gnadenlosen Comedy, übt sich schon auch in der Kunst der Einfühlung – oder er versucht es zumindest. Eine kleine, weiße Made hat er dabei, bezeichnet sie als seine „Tochter“, da er sie schließlich, mitsamt einer ganzen Horde anderer Maden, in seinem Müll gezüchtet hat. Die Errungenschaften der menschlichen Zi-

samkeit auch. Kim Noble kennt kein Pardon, was den eigenen Körper, die eigenen Sehnsüchte, die eigene Familie angeht. Seinen dementen Vater rückt er genauso ins Bild wie er seiner Mutter, ödipaler geht es nicht, einen langen Kuss auf den Mund bringt. Tote Füchse und ein sprechendes Eichhörnchen gehören zu den weiteren Performance-Partnern, aber letztlich ist ja doch nur alles Projektion und Einflüsterei.

Als Reinigungskraft verdingt sich Noble und macht unverhofft mit seiner Made Reibach: Indem er sie gezielt im Restaurant oder beim Supermarktbesuch einsetzt, kann er erfolgreich Beschwerde einlegen. Eine Made im verpackten Salat von Edeka – da bekommt er nach der Reklamation einen anständigen Betrag zur Wiedergutmachung gezahlt. Arme ausgenutzte Tierchen. Arme einsame Menschen. Doch, durchatmen: Spielart ermöglicht Erlebnisse in lauschiger Gemeinschaft. Heute endet das Festival.

Michael Stadler

„Usambaraveilchen“: Heute, Samstag, von 15 bis 21 Uhr, im Einstein Kultur, Halle 3, Einsteinstr. 41; „Peel back the wound“: Heute, Samstag, 17 bis 18 Uhr, Staatliches Museum Ägyptischer Kunst, Auditorium; „What keeps us alive“: Heute, Samstag, 15 bis 17.30 Uhr, verschiedene Spielorte; „Lullaby for Scavengers“: Heute, Samstag, 20 bis 21.30 Uhr, Carl-Orff-Saal im Gasteig; Kartenreservierung und das gesamte Programm unter [www.spielart.org](http://www.spielart.org)